C.H.BECK
www.chbeck.de

Unverkäufliche Leseprobe



Catalin Dorian Florescu
Jacob beschließt zu lieben
Roman

405 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-61267-1

© Verlag C.H.Beck oHG, München

1.

Kapitel

*I*n jedem Sturm steckt ein Teufel. In einem sommerlich flüchtigen wie auch in einem, der sich tagelang schwer aufs Land legt. Er versteckt sich vor Gott. Je ängstlicher er wird, desto kräftiger wirbelt er die Luft und die Erde auf. Doch auch das nützt ihm wenig. Wenn dann der Sturm draußen auf den Feldern jault, wissen die Menschen, dass Gott den Teufel gefunden hat.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Hat er Glück, so kann er fliehen. Er tritt aus dem Orkan heraus, der Wind legt sich, und die Wolken lösen sich auf, als ob es sie nie gegeben hätte. Aber es ist zu früh zum Aufatmen, zu dringend braucht der Gehetzte neue Tarnung. Er wird sie im Fell einer Katze oder in der dichten Krone einer Buche suchen. Wer sich an solchen Tagen aus dem Haus traut, rafft die Kleider fester um den Körper, damit der Teufel sich nicht einschleicht.

Im Juli 1924 kam mein Vater aus solch einem Gewitter heraus, und er widersprach jenen nie, die meinten, er habe mit dem Teufel paktiert. Nicht, als er Mutter heiratete, nicht, als sie mich bekamen, und auch nicht, als er alles wieder verlor.

Als damals die Wolkenfront im Westen, noch hinter der Grenze zu Ungarn, sich bedrohlich vorwärtsschob, sprang der alte Feldwächter auf. Das Donnern hatte ihn geweckt, der Himmel war wie mit Teer überzogen. Hastig suchte Marian sein Horn und wollte das Dorf warnen, aber der

Schnaps hatte seinen Mund trockengelegt. Er nahm wieder einen kräftigen Schluck, und jetzt erklang sein Ruf durch die in der Sonne erstarrten, verlassenen Gassen.

Inzwischen schlugen weit entfernt Blitze in den Acker, und der Regen setzte in breiten Schwaden ein. Marian steckte das Horn unter den Arm, schob die Füße in die Holzschuhe und lief zum Haus des Burghüters. So nannte man diesen, obwohl es hier nirgends eine Burg gab, aber vielleicht sahen die Bauern das ganze Dorf als Burg an. Ein Dorf, das so frei stehend und verwundbar war, dass es nicht nur dem Wetter, sondern allen, die hier durchwollten, ausgesetzt war. Ganzen Armeen und einzelnen Herumstreunern, Habsburgern und Ungarn, Irdischen und manchmal auch Überirdischen.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Der Burghüter Strubert wusste Bescheid, seine Frau hatte ihn, der an derselben Leidenschaft wie der Feldwächter litt, wach gerüttelt. Sie schleppte ihn zum Fenster, wo er fluchte und sie schlagen wollte, weil sie zu lange gewartet hatte. Er packte den Schlüssel zum Kirchturm, stürzte hinaus und rief dem Feldwächter zu, mit dem er beinahe zusammengestoßen wäre: «Sturmläuten!» Er ahnte nicht, dass er an jenem Tag die große, schwere Glocke gleich zweimal würde läuten müssen.

Sie war bereits 1773, ein Jahr nachdem das Dorf aus dem Nichts entstanden war, auf das Betreiben von Frederick Obertin hin in Temeschwar gegossen und auf einem Ochsenkarren hierhergebracht worden. Dann hatte man sie mit großer Mühe in den Glockenturm hinaufgezogen und neben der kleinen und der mittleren Glocke angebracht. Sie war die Wichtigste.

Sie war es, die man bei Feuer oder anderen Gefahren läutete. Sie, deren Schall sich hinaus auf die Felder aus-

breitete, um die Mittagsruhe anzuzeigen, und die in der Dämmerung das Geläut der anderen zwei Glocken beendete, mit dem man die Leute von den Feldern nach Hause holte. Drei Schläge, für den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Sie war es auch, die zuerst erklang, wenn ein Toter zu Grabe getragen wurde.

Der erste Tote hatte nicht lange auf sich warten lassen. Der Knecht Roland Manoeuvre sollte die Glocke kurz vor der Einweihung polieren, verhedderte sich in den Seilen und stürzte kopfüber in die Tiefe. Er fiel direkt vor die Füße von Frederick Obertin und den anderen Gästen. Vielleicht war es der Schnaps gewesen, vielleicht etwas anderes, Unerklärliches. Jedenfalls war dies der Anfang einer langen Serie von Unfällen, Morden und Selbstmorden, die das Dorf heimsuchen sollte. Das alles war Gottes Land, aber mit dem anderen rechnete man auch.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Als der Burghüter sich jetzt in die Hände spuckte und das Seil packte, hatten die meisten Bauern auf den Feldern, oft vier, fünf Kilometer entfernt, das Unwetter bemerkt. Mancher hatte sich mit der Hand im Kreuz aufgerichtet, weil er das veränderte Licht wahrnahm. Ein letztes schwaches Schimmern, bevor die Sonne verschwinden würde. Und eine erste, leichte Windböe, die alles Folgende ankündigte. Ende Juli war Erntezeit. Da standen überall in Garben gebündeltes Korn und oft noch getrocknetes Heu auf den Feldern. Aber da war nichts zu machen, man musste später sehen, was sich davon noch retten ließ. Sie packten ihre Geräte und Werkzeuge, ihren Proviant auf die Karren und marschierten los.

Von allen unbemerkt, erschien Jakob auf der schmalen Kiesstraße, die in einiger Entfernung am Dorf vorbeiführte und Temeschwar mit der ungarischen Grenze ver-

band. Es war ein heißer Tag gewesen, an dem die Kleider am Körper klebten und der Staub in die Augen und die Nase eindrang. Auch Jakob hatte gesehen, dass der Boden in ein grellgelbes Licht getaucht war, das schnell matter wurde, bis es sich in Grau verwandelte. Er blieb stehen, hob den Kopf, schob seine speckige, unförmige Mütze aus dem Gesicht und schaute zum Himmel hoch. Er atmete kräftig ein, es roch nach Regen.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Die Wolken waren kaum noch einen Kilometer entfernt, der Wind wurde stärker und schüttelte heftig die wenigen Maulbeerbäume und Pappeln, welche die Straße säumten. Ganze Schwärme von Krähen kreisten lärmend und unruhig hoch über ihm, dann flogen sie auf die Stadt zu. Sie würden auf leer stehendem Fabrikgelände und in Parks, in Höfen und am Ufer des Bega-Kanals niedergehen und dort Schutz suchen.

Jakob sah in der Ferne die letzten Bauern zwischen den Häusern verschwinden. Er zog seine Schuhe aus, band sie an den Schnürsenkeln zusammen und schwang sie über die Schulter. Es gab keine Zeit zu verlieren, der Sturm war angekommen, der Horizont hatte sich auf ein paar hundert Meter verengt. Er sprang ins Feld und begann zu laufen.

Dass es eine schlechte Idee war, wusste er, obwohl Gott allen Menschen, die vom Blitz getroffen wurden, die Sünden tilgte. Daran glaubten die Rumänen, und er hatte lange genug unter ihnen gelebt, um das selbst für möglich zu halten. Als er auf halbem Weg zu den ersten Höfen war, regnete es bereits heftig, und der Wind stemmte sich gegen ihn, als ob er ihn aufhalten wollte. Aber der Wind hatte schlechtere Karten, Jakob ließ sich höchstens kurz aus dem Tritt bringen.

Doch manchmal schlugen die Böen ihm so wild ins Gesicht, dass er drei, vier Schritte vor- und ebenso viele zurückging. Da war er, ein großer Mann mit zerzausten Haaren, mit dem die Natur spielte oder die Teufel, die ihn hochheben und aus Wut darüber, dass Gott *sie* und nicht die Menschen jagte, auf die Erde schleudern würden.

Das Einzige, was ihm der Sturm rauben konnte, war die Mütze. Sie wurde über das Feld gerollt, in die Luft geweht und blieb in einer Hecke hängen. Auch die Jacke, in deren Tasche der Zeitungsartikel steckte, der ihn hierhergebracht hatte, blähte sich auf wie ein Segel und zog ihn nach hinten. Doch Jakob war zäh, daran sollte es nicht liegen. Er war nur ein paar Schritte von einem Stall entfernt, als etwas dicht an ihm vorbeiflog, ein Stück Schornstein oder Abflussrohr. Mit Mühe öffnete er eine schmale Tür auf der Rückseite des Stalls, schob sich hindurch und ließ sich auf das Heu fallen.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Die Tiere nahmen es hin. In der Nähe der warmen, zuckenden Körper der Kühe und Pferde fühlte Jakob sich wohl. Der Geruch von Dung und Heu, Dreck und Tierfellen hatte ihn immer schon beruhigt. Im Rhythmus der Tiere leben, sie trocknen, bürsten und zudecken, ihre Hufe einsalben und näher an sie heranrücken, wenn es im Herbst kühler wurde. Jakob kroch vorsichtig an eine der liegenden Kühe heran. Er streichelte sie, um sie zu beruhigen, griff nach einer Zitze und trank gierig. Die Kuh ließ es sich gefallen, für sie war er nur eine andere Art Kalb.

Er legte sich hin, schloss die Augen, aber nach kurzer Zeit riss er sie wieder auf. Er suchte hektisch in den Taschen nach der goldenen Uhr, und als er sie endlich in der Hand hielt, lächelte er zufrieden. Dann schlief er ein, in

die Geräusche des niederprasselnden Regens, des Donners und des Windes gehüllt. Es war inzwischen dunkel geworden, durch die Rillen und die Spalten leuchteten die Blitze den schlafenden Menschen und die lauschenden Tiere aus.

Bis dann, kaum eine Viertelstunde später, ein anderer Mann mit einem Gewehr in der Hand das große Vordertor aufriss und im Licht der Blitze versuchte, den Fremden ausfindig zu machen. Als er ihn entdeckte, schritt er auf ihn zu und rammte ihm den Gewehrkolben in den Bauch. Jakob sprang auf, sein ganzer Körper wirkte wie ein Panzer.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

«Ich habe Sie für einen Pferdedieb gehalten. Manche rechnen sich bei solchem Wetter bessere Chancen aus. Aber noch kein Pferdedieb hat sich schlafen gelegt. Sind Sie Schwabe oder Rumäne?», fragte der Mann.

«Schwabe», antwortete Jakob.

Alex Neper drehte sich um und ging wieder ins Haus. Als Jakob dachte, er habe ihn vergessen oder aufgegeben, und sich überlegte, ob er es riskieren und noch bleiben sollte – denn noch lange war der Sturm nicht vorbei –, hörte er vom anderen Ende des Hofes eine Stimme: «Kommen Sie her! Es gibt Maisbrei.» Jakob lief mit großen Schritten durch den Regen zum Haus.

Dort standen sie sich im fahlen Licht der Küche gegenüber, Neper hielt ihm einen Teller Maisbrei und dazu ein wenig Wurst hin. Jakob aß im Stehen, er stopfte sich den Maisbrei in den Mund. Neper ließ ihn gewähren, beobachtete ihn aber genau. Wenn er hätte kämpfen müssen, so hätte er gegen den Fremden keine Chance gehabt. Jakob war höchstens sechs- oder siebenundzwanzig Jahre alt, breiter als er, hatte eine kräftige Nase und einen star-

ken Nacken. Wenn der sich vor einem aufbaute, konnte er gewiss erreichen, was er wollte. Zur Sicherheit zog Neper das Gewehr, das auf dem Küchentisch lag, ein wenig näher.

«Ich habe genau gesehen, wie Sie quer übers Feld gekommen sind», sagte Neper. Jakob schluckte den Rest hinunter, ignorierte das Glas, das ihm sein Gastgeber neben die Schnapsflasche gestellt hatte, setzte sie an den Mund und trank sie fast aus. Dann erst sah er sich um, es war eines der besseren Häuser, aber ungepflegt und unordentlich.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

«Wo bin ich hier?»

«Beim Apotheker.»

«Nicht das, in welchem Dorf?»

Erst jetzt fiel Neper die Stimme des Fremden auf: tief, klangvoll und bestimmt.

«In Triebswetter. Wie Sie sehen, passt das trübe Wetter wunderbar zu unserem Dorfnamen.»

«Triebswetter? Dann bin ich am Ziel», sagte Jakob und schöpfte sich aus einem Topf noch mehr Maisbrei auf den Teller.

* * *

Der Orkan dauerte nun schon mehrere Stunden an. Er war immer noch nicht satt geworden, er oder die Wesen, die ihn bewohnten. Es gab Menschen, die meinten, sie seien nah genug herangekommen, um die Gestalten zu sehen, die sich darin verbargen, hässliche und abstoßende oder verführerische, aber nicht weniger gefährliche.

Wenn hin und wieder einer verschwand oder von seiner Reise nicht mehr zurückkehrte, sagte man: «Der Sturm hat ihn geholt.» Manchmal tauchte er wieder auf,

aufgebläht und blau angelaufen, vom Fluss ans Ufer gespült. Oder er blieb vielleicht für immer weg. Dass der Mensch womöglich hinter einem neuen Mann oder einer neuen Frau hergelaufen war oder dass er den Tod einem Leben in der Enge des Dorfes vorzog, durfte nicht einmal gedacht werden. Es gab keinen Betrug und keine freie Entscheidung, es gab nur Gott oder die Teufel und das Schicksal, mit dem sie einen schlugen.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Als der Orkan nachgelassen hatte, wagten Neper und Jakob sich auf die Gasse. Umgestürzte Karren, herausgerissene Zäune und entwurzelte Bäume lagen herum. Eine Scheune, etliche Schornsteine und die Wand eines Hauses, das nur aus gestampfter Erde bestand, waren eingestürzt. «Wenn der Regen anhält, schwillt die Marosch an, und wir stehen bald unter Wasser», sagte der Apotheker und kehrte ins Haus zurück.

Jakob war durchnässt, aus seiner Kleidung tropfte das Wasser in die kleinen Bäche, welche die ganze Straße und den Garten von Neper durchzogen und Schlamm, Kies, Müll, sogar kleineres Werkzeug wegschwemmten. In solch einem Bach stand auch er, und das Wasser umspülte seine dreckigen Füße. Dann, als niemand es mehr erwartete, weil die Blitze in immer größerer Entfernung aufflammten, vielleicht sogar über Temeschwar, leuchtete der Himmel auf, und das Dorf zeigte sich gespenstisch im flüchtigen Licht. Ein gewaltiger Krach folgte dem Blitz und erschreckte sie alle, Mensch und Tier.

Neper eilte zum Fenster. Er sah den Fremden breitbeinig am Tor stehen, wie mit der Erde verwachsen, Teil des Regens und des Sturms geworden. Ein junger Mann noch, den er sich gut als seinen Stallburschen vorstellen konnte. Einer aber, bei dem man nicht wusste, womit man zu

rechnen hatte. Was er hier suchte, war ihm unklar, es versprach aber nichts Gutes.

Der Inhaber der einzigen Apotheke weit und breit war ein bescheidener Mann. Sein Vater, der erste Alex Neper, hatte den Laden 1880 eröffnet, seine Medizin, Flaschen und Pulver in allen Farben aus Wien und Budapest importiert. Als leidenschaftlicher Chemiker hatte er alles Mögliche hergestellt und eines Tages sich selbst und den Laden in die Luft gejagt. Der Sohn hatte fast nichts mehr vom Vater wiedergefunden. Was er begraben konnte, passte gut in eine Schachtel. Die Glocke wurde trotzdem geläutet.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Neper hatte schon einiges gesehen, Typhus, Cholera und Pocken, denn oft machten die Bauern keinen Unterschied zwischen ihm und einem richtigen Arzt. Weil ein solcher, ein Tierarzt zudem, sich erst vor Kurzem in der Gegend niedergelassen hatte, hatte man *Neper* früher ans Krankenbett geholt. Woraus nicht selten das Totenbett wurde. Trotzdem schaffte es jener Mann, der halb so alt war, ihn zu verwirren.

Auch diesmal war der Burghüter nicht schneller zur Stelle. Kaum hatte man den Blitzeinschlag gehört, schon hatte seine Frau ihn wach geschüttelt.

«Wach auf, draußen brennt es, aber dein Hirn schwimmt im Schnaps!»

«Auch wenn ich gerne saufe, bin ich noch lange nicht taub», erwiderte er. Er zog etwas über, nahm den Schlüssel und trat aus dem Haus. Hier begegnete ihm erneut der Feldwächter.

«Wo brennt es?», fragte er.

«Bei der Amerikanerin», antwortete Marian.

«Dann ist Gott gerecht.»

Kurze Zeit später läutete die Glocke und weckte auch die Letzten, die Toten vielleicht, um sie an ihre Pflicht zu erinnern. Der Apotheker zog sich an, kramte einige Eimer aus einer dunklen Kammer hervor, griff nach einem zweiten Mantel und lief zu Jakob. Er streckte ihm den Mantel entgegen. «Der Blitz ist eingeschlagen. Kommen Sie!»

In jenem Augenblick tauchte von der Neroergasse her ein Pferd in einem Funkenregen auf. Sein Schweif und seine Mähne brannten, und aus dem glimmenden Fell stieg Rauch auf. Der Regen war gerade jetzt, da man ihn am meisten gebraucht hätte, schwächer geworden. Das Tier galoppierte dicht an ihnen vorbei. Es stieß gegen Mauern und Zäune, rammte einen Baum, dann knickte es entkräftet ein, versuchte wieder aufzustehen, blieb aber liegen. Es hob noch einmal den Kopf, in einem letzten Versuch, sich gegen den Tod zu stemmen, dann war es vorbei.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

«Kommen Sie! Man braucht uns», wiederholte Neper seine Aufforderung.

«Das geht mich nichts an», erwiderte Jakob und sah Neper hinterher, der losgelaufen war.

Als es aufhellte, war der Spuk vorbei. Der Orkan war weitergezogen, bei den ersten Gipfeln der Karpaten angekommen, würde er sich ein letztes Mal aufbäumen, sich dann abschwächen und sich auflösen. Es war still, als ob die Welt gerade erschaffen worden wäre.

Neper rechnete nicht mehr mit Jakob, er hoffte nur, dass dieser nichts gestohlen hatte. Für solche wie ihn war ein unbewachter Hof eine Einladung. Wahrscheinlich aber war er ebenso schnell wieder verschwunden, wie er aufgetaucht war. Und wenn er noch einmal auftauchen sollte, würde Neper dafür sorgen, dass er es bereuen

würde. Noch nie hatte jemand die Hilfe verweigert, noch nie sich dem widersetzt, was hier das Leben bestimmte: die Verpflichtung zum *Liebesdienst*. Das war man den anderen schuldig. Schuld hielt sie alle zusammen.

Wenn einer starb, dann trug man als Liebesdienst seinen Sarg. Wenn einem das Haus abbrannte, dann schleppte man Eimer voller Wasser. Wenn er es wieder aufbaute, dann half man dem Hausherrn aus. Es gab unzählige Liebesdienste, so war es seit den ersten Tagen, den Tagen von Frederick Obertin, gewesen. So hatte man es wohl auch in Lothringen gehalten, dem Land, aus dem die meisten von ihnen stammten. Es gab das Korn der anderen, das eingebracht werden musste, das Schwein, das geschlachtet, der Karren, der instand gesetzt werden musste. Den Bau einer Mühle, einer Kirche, einer Gasse.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Von Liebesdienst zu Liebesdienst zeugte man Kinder, verlor Kinder, verlor die Frau, fand eine neue, drosch das Korn, half einem Kalb auf die Welt, brannte sein Zeichen in Schweinsohren ein, verheiratete eine Tochter und wünschte sich einen Sohn, um ihm den Hof zu überlassen, ertrug Hitze und Hunger und auch den Fluss, wenn er böse und giftig alles überflutete, die Missernten, die Jahre der Ratten und der Cholera, das Alter und die Krankheiten, das verformte Rückgrat, die entzündeten Gelenke.

Am Ende lebte man als Gast im eigenen Haus, bei seinem Ältesten oder seinem Schwiegersohn und ging täglich denselben Weg von der Pritsche zum Ofen, um die alten Knochen zu wärmen. Wenn das alles im Laufe eines Lebens hundertfach erledigt worden war, kamen die anderen und erfüllten einem den letzten Liebesdienst.

Neper war schwarz vom Ruß, seine Hose war eingerissen, im Gesicht und an den Armen hatte er leichte Ver-

brennungen, Hut und Mantel waren verloren gegangen, und er hustete dauernd. Viel zu wenige waren gekommen, um der Amerikanerin und ihrem Vater zu helfen, zwei oder drei außer ihm, ansonsten nur die wenigen Tagelöhner, die bei ihnen arbeiteten. Ihr Vater wäre beinahe gestorben, weil er nicht von seinen Pferden lassen wollte. Das Feuer hatte sich schnell ausgebreitet, fast alles war niedergebrannt, Stallungen, Scheune und Karren, auch Teile vom Haupthaus. Eine Kutsche war noch ganz geblieben und das Gesindehaus.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Dutzende Male war Neper in den Stall gelaufen, hatte versucht, Tiere loszubinden, Schweine und Geflügel ins Freie getrieben, bis die Stützbalken nachgaben, das Dach einstürzte und jede Menge Vieh unter sich begrub. Er war auch mit den anderen ins Haus gestürmt, und sie hatten hinausgetragen, was sich tragen ließ. Das Wasser wurde aus einem Brunnen geholt, die Marosch war dafür zu weit weg.

Niclaus und seine Tochter Elsa hatten sich immer wieder in Gefahr gebracht, bis auch sie es irgendwann einfach hatten geschehen lassen müssen. Zuletzt waren sie im Freien neben dem Wohnzimmertisch gesessen, auf dem sich Geschirr, Bettwäsche, Fotoalben und Kleider auftürmten, die Köpfe auf die Hände gestützt. Um sie herum stapelten sich Getreidesäcke, Truhen, Matratzen, Kommoden, Werkzeuge.

Der Apotheker sperrte sein Haus auf, danach zog er sich müde und schwer aus, setzte sich hin und wusch sich gründlich. Er rieb sich wund, seine Glatze, sein gerötetes Gesicht, seine Arme. Er rieb den Geruch des Verbrannten mit langsamen, gleichmäßigen Bewegungen von seiner Haut.

Jakob stieß die Tür auf. In der einen Hand hielt er die Jacke fest, während sein Hemd offen über die Hose hing. Er machte einige Schritte auf den nackten, erschrockenen Neper zu und sagte in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete: «Ich habe Hunger. Ich möchte essen.» Da läuft etwas gründlich schief, dachte Neper. Der Mann, den er noch vor Kurzem hatte erschießen wollen, den er sich dann gut als Stallbursche vorstellen konnte, benahm sich jetzt wie ein Hausherr.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

«Sie sind noch hier?», stammelte er.

«Ich habe über Nacht dein Vieh bewacht, Bruder. Du solltest es nicht so alleine lassen, wegen der Diebe. Und jetzt will ich essen.» Jakob grinste.

Neper war ratlos. Ihn packte ein furchtbarer Husten. Hier, wo man sich mit *Bruder* und *Schwester* ansprach, schuldeten die Jungen den Alten unbedingten Respekt. Für das geringste Vergehen zahlte man eine Buße, für schwerwiegendere wurde man noch vor nicht allzu langer Zeit auf dem Strafbock ausgepeitscht. Am Pranger durchs Dorf geführt.

Um seine Erregung zu verbergen, führte er automatisch den Waschlappen am Körper entlang, aber seine Sinne waren angespannt. Aus dem Augenwinkel sah er den Mann auf sich zukommen, bis er ihn fast berührte. Jetzt war er in der Klemme, weder konnte er zur Seite springen noch aufstehen und sich wehren. Und sein Gewehr lag seit dem Vorabend auf dem Küchentisch.

Neper starrte auf Jakobs Schuhe, eine Holzsohle, worüber ein Schuster das abgetragene Leder eines noch älteren Schuhwerks gespannt hatte. Dann hob er langsam den Kopf, sah sein Hosenbein, das an vielen Stellen aufgerissen war. Die Hose, die für alles herhalten musste:

Feld- und Stallarbeit, Freizeit und Kirchgang, wenn so einer überhaupt in die Kirche ging. Das fleckige Hemd, das einmal weiß gewesen sein musste, die behaarte Brust, das Kinn.

In wenigen Sekunden hatte Neper Maß an seinem Gegner genommen und mehr über dessen Armut erfahren, als ihm lieb war. Solche Tagelöhner und Landstreicher waren gefährlich, sie hatten wenig zu verlieren, und das wenige setzten sie gerne aufs Spiel. Dafür brauchten sie nicht betrunken zu sein, sondern nur den geringsten Anlass.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Sie hatten so lange mit dem Vieh gelebt, so lange waren sie gering geschätzt worden und schätzten sich womöglich selbst gering ein, sie lebten so sehr im Wissen, dass ihr Leben eine einzige Wiederholung von Mangel und Entwürdigung war, von Warten auf den mageren Lohn, von gierigem Saufen, Kartenspielen, Hurerei und erneutem Warten, dass sie immer schon mit dem Schlimmsten rechneten. Und deshalb unberechenbar waren.

Hatten nicht erst vor wenigen Jahren zwei solcher Männer die Schwiegertochter von Peter Bartu erschlagen und waren erst nach einer tagelangen Hetzjagd gefasst worden, bei der sogar die Gendarmerie aushelfen musste? Waren sie nicht zahm und reuig gewesen und hatten vorgegeben, sich an nichts mehr zu erinnern, und alles dem hochprozentigen Rausch zugeschrieben? Und noch früher, war da nicht der Burghüter Josef Reno oder Gogo Joschka, wie sie ihn alle nannten, in einem schlimmen Winter auf Gassenwacht von einem Pferdedieb mit seinem eigenen Gewehr erschossen worden?

«Wenn Sie entschuldigen», sagte Neper und versuchte aufzustehen. Wenn er überhaupt eine Chance haben

würde, dann stehend. Doch der Fremde zog sich nicht zurück, sodass dem Apotheker nichts anderes übrig blieb, als sitzen zu bleiben.

«Ich entschuldige gar nichts. Ich habe deinen Hof bewacht, du schuldest mir Essen.»

«Ich habe Sie nicht darum gebeten.» Der Apotheker wunderte sich über seinen Mut. Der mächtige Körper des anderen war nur eine Handbreit von Neper entfernt und stand da wie eine Wand.

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

«Erbeten oder nicht, die Arbeit ist erledigt worden, während du bei irgendwem Feuer gelöscht hast. Und jetzt will ich bezahlt werden.»

[…]